

Literaturwissenschaft als interkulturelles Training am Beispiel der koreanisch-amerikanischen Literatur

Kirsten Twelbeck

Abstract

Die folgenden Seiten sind ein Plädoyer nicht nur für das Lesen komplexer literarischer Texte, sondern auch für die Literaturwissenschaft. Im Zentrum steht ein Fallbeispiel, das sehr spezifisch und insofern nicht einfach verallgemeinerbar ist, das aber aufgrund seiner Radikalität dennoch Rückschlüsse auf das kreative und verändernde Potenzial literaturwissenschaftlichen Denkens zulässt. Gegenstand meiner Betrachtungen ist ein koreanisch-amerikanischer Experimentaltext – ein Werk also, in dem innovatives Schreiben mit einer starken kulturellen Komponente zusammenfällt. Aufgrund dieses Zusammenfallens stellt Theresa Hak Kyung Chas' *Dictée* (1982)¹ eine doppelte Provokation von Mehrheiten dar, die sowohl kulturell konnotiert als auch bestimmten Genrekonventionen verpflichtet sind. Doch da mein Gegenstand das *Denken* selber ist, steht nicht die ideologiekritische Aussage dieses Textes im Mittelpunkt, sondern die viel zu selten diskutierte Kernpraxis unseres Faches – jene langen Phasen der Textanalyse, in denen etwas passiert, das ich im Folgenden als „multikulturelle Flutung“ bezeichne und als ein Training für den Umgang mit den globalen Umwälzungen unserer Epoche ansehe.

1 Die Seitenzahlen, die ich in diesem Text verwende, beziehen sich auf die Neuauflage von 1995.

Schlüsselwörter

Literaturwissenschaft, experimentelles Schreiben, Wirkungsästhetik, interkulturelles Lernen, Kulturberührung, Spiel, Gender, koreanisch-amerikanisch, Postcolonial Studies

Für Außenstehende erscheint die Literaturwissenschaft oft als eine Art exegetische Translationsleistung: Die Autorin schreibt einen Roman, die Literaturwissenschaftlerin übersetzt dessen Bedeutung. Zwischen dieser Wahrnehmung und dem Fehlen finanzieller Unterstützung liegt nur ein kleiner Schritt: Die Geisteswissenschaften befinden sich bekanntlich in einer Dauerkrise. Zu wenig Wertschöpfung, zu wenig Praxisbezug, kaum Fördergelder seitens der Wirtschaft – so das Lamento aus dem universitären Management (vgl. Lill 2016). Vertreterinnen des Faches reagieren hierauf seit Jahren mit dem Verweis auf den – stets indirekten – gesellschaftlichen Nutzen ihrer Forschung: AIDS in der Literatur, das Scheidungsrecht im Spiegel der Kurzgeschichte, Katastrophenfilme und Klimawandel, neue Formen des Schreibens in digitalen Medien, Migration und Poesie – Themen wie diese suggerieren den ersehnten Gegenwartsbezug, Realitätsanbindung und potenzielle Kooperationen (Forschungsgelder!) mit jenen Fächern, deren Nutzwert unumstritten scheint – der Medizin, den Rechtswissenschaften, den *Hard Sciences* und, ja, selbst den Geschichts- und Sozialwissenschaften, deren Vertreterinnen sich – glücklicherweise – regelmäßig auf den Panels deutscher Talkshows wiederfinden, wo man sich fragt „was da eigentlich los ist“ in unseren Städten und (seit kurzem) auch auf dem Land. Es gäbe viel zu sagen über den Mehrwert, den eine anwesende Geisteswissenschaftlerin in solchen Runden generieren könnte. Doch dieser Beitrag berührt erst ganz am Schluss die Frage nach der gesellschaftlichen Anerkennung literaturwissenschaftlicher Arbeit und dem sozialen Mehrwert literaturanalytischer Praxis. Primär geht es, um die Rhetorik der Effizienz und des Mehrwerts (siehe dazu den Beitrag von Hans Bickes in diesem Band) noch einmal mit einem gewissen Trotz zu bemühen, um den individuellen ‚Nutzen‘ der eben beschriebenen Phasen der Versenkung in Sätze, Passagen und Kapitel.

Arbeitsagenturen orten diesen Nutzwert in der überdurchschnittlichen Offenheit, Flexibilität und Neugier der Literaturwissenschaftlerinnen – gerade sie verfügten über Fähigkeiten, die angesichts von beschleunigten Transformationsprozessen dringend gesucht würden. Dass diese gute Nachricht kaum durchdringt, liegt, ironischerweise, an der fehlenden Flexibilität von Personalverwaltungen – aber auch an den Literaturwissenschaftlerinnen selber: In ihrem Feld trainiert man nicht das Eindeutige und die Unfehlbarkeit des eigenen Urteils, sondern übt sich im Aushalten von Gleichzeitigkeit und Ambivalenz, im Perspektivwechsel

und Beobachten. Liegt also der Mehrwert der Literaturwissenschaften nicht viel eher in der Fähigkeit zum kritischen Überdenken, zum Hin- und Herwälzen des scheinbar Gegebenen? Im Zusammenhang mit der Legitimationskrise der Geisteswissenschaften wurden solche Qualitäten zu gesellschaftsrelevanten, den Status Quo stärkenden *Skills* zurechtgebogen. Nach dieser Lesart kommt den *Humanities* die Funktion moderner Seelsorge zu – was sie zu Recht in den Verdacht eines kompensatorischen Wirkens in unserer säkularisierten, unter den Zumutungen der hochtechnisierten und vielfach zerstörerischen Nachmoderne leidenden Gegenwart geraten lässt (vgl. hierzu Böhme 1989, S. 69f.). Impulse zur gesellschaftlichen Veränderung sind demnach gerade von den Geisteswissenschaften nicht zu erwarten. Es wäre naiv zu bestreiten, dass diese Form der Nutzung existiert – das Schönegeistige hat auch heute Konjunktur, und Literaturwissenschaftlerinnen sind hier durchaus unter den Komplizinnen. Die Frage nach dem subjektiven Erleben, der nachhaltigen Wirkung und dem Veränderungspotenzial von Texten bleibt davon jedoch unberührt. Da dieses Versprechen der Literatur Techniken und Übung bedarf, um eingelöst zu werden, ist das Folgende getrost als ein Werben für jene Fächer zu verstehen, die diese *Skills* vermitteln.

Als Subgenre der Selbstverschriftlichung stehen Erlebnisberichte in der Literaturwissenschaft selten im Fokus, schon gar nicht, wenn es sich um Bekennnisse einer Fachinternen zur eigenen Arbeitsbiographie handelt. Doch habituelle Bescheidenheit und aufgesetzte Zier sind Teil des Problems des Faches. Zugegeben: Dass ich meine Doktorarbeit schrieb, ist zwanzig Jahre her; und in das entstandene Buch habe ich kaum jemals wieder hineingeschaut. Der Grund hierfür ist jedoch, dass der eigentliche Gewinn dieser Arbeit in die Zeit *vor* der Drucklegung zu datieren ist und dass er, unabhängig von der Veröffentlichung, bis heute anhält. Thema meiner Dissertation waren die komplexen Auseinandersetzungen koreanisch-amerikanischer Autor_innen mit bestehenden Stereotypen über ihre Herkunft, aber auch mit der Frage, wie Selbstverschriftlichung funktionieren kann, wenn das Herkunftsland fremdbesetzt (durch Japan), geteilt, unterdrückt oder schlicht nicht vertraut ist. Diese historischen Kontexte rücken die Arbeit in den Bereich der *Postcolonial Studies*, und in der Tat war meiner Entscheidung für das Thema eine Phase exzessiven Theoriekonsums vorausgegangen. Erst *durch* diesen Theoriekonsum stieß ich auf *Dictee*, einen sprachlich höchst ungewöhnlichen, bildreichen und kulturell hybriden Text, der dann Gegenstand meiner Magisterarbeit wurde. Zu jenem Zeitpunkt war *Dictee*, das in einem kleinen amerikanischen Verlag für Experimentalliteratur erschienen war, so gut wie unbekannt, heute gilt der Text als ein Schlüsselwerk der *Postcolonial Studies*. Und doch kann *Dictee* mit den Begrifflichkeiten der postkolonialen Theoriebildung nicht auf eine Weise erfasst werden, die ihm als Sprachkunstwerk – und damit

als ein äußerst eigenwilliges Kommunikationsangebot – gerecht wird. *Dictee*, so das für mich weiterhin valide Ergebnis meiner Dissertation, zwingt die Leserin zur maximalen Aufgabe jener kulturellen, literaturwissenschaftlichen oder ideologischen Erwartungen, die sich beim Lesen des Textes zwar aufdrängen, und die auch klar zur Bedeutungsstiftung beitragen, die aber letztlich vom vielstimmigen *Sound* von *Dictee* übertönt werden.

Dieses an sich schmale Buch präsentiert sich von Anfang bis Ende als kulturell fremd – es vermengt Schrifttypen, Sprachen, Genres mit Abbildungen ganz unterschiedlichen Ursprungs. Einiges davon ist Mitteleuropäerinnen gut vertraut – die englische und französische Sprache, die Namen der griechischen Musen, die das Buch in Kapitel unterteilen: Clio/History; Urania/Astronomy; Polymnia/Sacred Poetry (siehe zum Kulturbegriff den Beitrag von Gerd Sebald in diesem Band). Doch dann sind da die ‚asiatischen Markierungen‘ dieses Textes: alte Portraitfotos asiatischer Frauen, eine Frottage koreanischer Schriftzeichen, chinesische Kalligraphien. Solche ‚ethnischen Markierungen‘ sind keine Unbekannten in postkolonialen Literaturen; amerikanische *creative writing programs* raten zu ‚exotischem‘ Material, das aber nur sehr gezielt eingesetzt werden sollte (vgl. McGurl 2009, S. 227ff.). Doch in *Dictee* ist das kulturell Fremde mehr als eine Klangfarbe; das Buch verzichtet auf ein Glossar, auf Erklärungen – und doch scheint alles spezifisch, historisch konkret, offensichtlich persönlich. Das Buch fordert auf diese Weise eine aktive Lesehaltung ein und eine Rezeption, die sich nicht im Konsumieren erschöpft, sondern die zuhört, forscht, nachfragt. Gleich zu Beginn verspottet es jene, die das fremde Gesagte undifferenziert aufnehmen: „Aller à la ligne C’était le premier jour point Elle venait de loin point“ (die Passage verzichtet, ironischerweise, auf jegliche Zeichensetzung).

Wie wir aus der Rezeptions- und Wirkungsästhetik wissen, konstituiert sich jeder Text erst durch das Einbringen der Erfahrungen und des Vorwissens der Leserin (vgl. Iser 1997). Vermutlich war es meinem Aufwachsen in der ehemaligen französischen Besatzungszone Südbadens, in unmittelbarer Nachbarschaft einer Kaserne, geschuldet, dass sich mir die Themen des Buches – Sprache, Macht, Nation – bereits auf der ersten Seite vermittelten. Doch obwohl Machtkonstellationen, die sich in Sprache und Sprachpolitik niederschlagen, ein Kernthema von *Dictee* darstellen, erfasst eine rein kognitive Herangehensweise den Text nur unvollständig. Das folgende Beispiel hilft, dies zu erkennen: Als ich mir chinesische Kalligraphien übersetzen ließ, die sich über zwei Seiten von *Dictee* ausbreiten, entpuppten sich diese als die Zeichen für ‚Mann‘ und ‚Frau‘. Damit bestätigte sich mein Eindruck, dass *Gender* eine ganz zentrale Dimension dieses Textes darstellt. Das eigentlich Interessante war jedoch das kurze Lachen meiner (deutsch-koreanischen) Übersetzerin: ihrer Lesart zufolge sind diese Kalligraphien so angeordnet,

dass sie die Frau über den Mann stellen. Allerdings nur, wenn man sie von rechts nach links liest, so wie das in Korea und China üblich ist. Da diese Zeichen jedoch in einen Text eingebettet sind, der sich zunächst der westlichen Leserichtung zu verpflichten scheint, lässt sich hier eine subversive Destabilisierung der Geschlechterhierarchie im Kontext eines diasporischen, asiatisch-westlichen Feminismus attestieren. Was diese, mithilfe einer Übersetzerin zustande gekommene, Deutung allerdings ausspart, ist die fast körperliche Erfahrung des Leseaktes, die durch weitere Spiele mit der Chronologie zur immensen Intensität dieses Textes beiträgt. Wie wir sehen werden, ist dieser Faktor des Spiels für die Textanalyse, aber auch für die kommunikative Bedeutung dieses Werks (und damit für seinen ökonomisch nicht bezifferbaren *Wert* für die Leserin) von zentraler Bedeutung.

Zunächst jedoch möchte ich noch einmal zu dem Lachen der Übersetzerin zurückkehren. Denn zu diesem Lachen wäre es nicht gekommen, hätte ich mich nicht entschieden, es mit diesem Text – dessen Komplexität zweifelsohne eine Zumutung an die Leserin darstellt – in einem umfänglichen Sinne *aufzunehmen*. *Dictée* inszeniert sich bereits im Titel als mächtig; uns werden rasch persönliche und kollektive Verstehensgrenzen aufgezeigt; allein durch seine Vielsprachigkeit verwandelt dieser Text auch vermeintlich Eingeweihte in Ausgeschlossene. Die Schwarzweißfotos – von Erschießungen, *Film Stills*, Landschaften – weisen zu wenig Kontext auf, als dass man sie auch nur ansatzweise in die Lektüre integrieren könnte. Nachschlagewerke, Wörterbücher – und selbst das Internet – ändern daran nichts: die konventionelle Recherche bleibt insuffizient und unbefriedigend. Ohne die Bereitschaft zu für mein Fach (die Amerikanistik) ungewöhnlichen Kooperationen, zu neuen Begegnungen und Erfahrungen bleibt dieser Akt des Lesens unvollständig.

Meine Begegnungen beschränkten sich zunächst auf Deutschland; eine Recherche in den USA war erst für später geplant. Auf diese Weise erfuhr ich viel über die koreanische Diaspora im eigenen Land – über Vertragsarbeitende aus Südkorea, koreanische Adoptivkinder in Westeuropa, Nordkoreaner in der DDR. Ich erfuhr, dass koreanisch-stämmige Deutsche die größte asiatische Minderheit Westdeutschlands darstellten – auch, weil man ihnen aufgrund der nationalen Teilung eine Seelenverwandtschaft unterstellte und dementsprechend ein bilaterales Abkommen schloss, das den Pflegenotstand der 1970er-Jahre beenden sollte. Und natürlich erfuhr ich viel über die koreanische Geschichte, nahm teil an koreanisch-deutschen Kulturveranstaltungen und tauschte mich aus über ein Buch, das bei meinen Gesprächspartnerinnen kulturelles Wissen, Erinnerungen und Familiengeschichte wachrief. Der Dialog, der so entstand, war sich seiner Begrenztheit und Vorläufigkeit stets bewusst, allerdings ohne Differenz zu verabsolutieren – schließlich gehört es zu den Lehren, die dieses so anti-didaktische

Buch ununterbrochen vermittelt, dass interkulturelles Verstehen – ganz im Sinne auch von Gayatri Spivak (1988) – Grenzen hat. Das Wissen darum macht den Dialog jedoch nicht überflüssig, im Gegenteil.

Natürlich *ersetzt* das Gespräch nicht die wissenschaftliche Analyse, die Recherche in Sekundärtexten, die theoretische Einbettung. Was jedoch häufig vergessen wird, sind die sensuellen Prozesse und Strategien, die das Denken über Texte ermöglichen und begleiten. So erfordert diese Arbeit neben einem hohen Maß an Selbstreflexion ein bewusstes Verfolgen des Textes mit (fast) allen Sinnen. Wir müssen, um *Dictee* überhaupt als Sinneinheit greifen zu können, eine *Sinneseinheit* herbeiführen – und dabei das Atmen neu lernen, das laute Sprechen, das Umschalten in fremde, nasale Laute. Die Texterfahrung wird intellektuell bereichert, wenn man das Chinesische im Ohr hat und sich erinnert, dass sich Bedeutung in dieser Tonsprache durch leichte tonale Nuancen radikal verändert. Auch Grundkenntnisse über das Koreanische, mit seiner fast mathematischen Clusterschrift, bei dem eine begrenzte Anzahl von Silben zu immer neuen Kombinationen zusammengefügt werden kann – helfen, die Kreativität dieses Textes einzuordnen. Als Lesende trainieren wir zudem ein neues Sehen, ein Rekontextualisieren von Bildern, die uns gelegentlich bekannt scheinen, deren Herkunft uns aber selten präsent ist. *Dictee* ist durchzogen von historischen Fotografien, Abbildungen von ägyptischen Ausgrabungsstätten, Landkarten, Körperdarstellungen aus der chinesischen Medizin, altrömischen Fresken. Wenn wir allzu akribisch versuchen, dieses Material aus seinem Entstehungskontext heraus auf die geschriebenen Passagen zu beziehen, um Bedeutung zu kreieren, gewinnen wir an Wissen, scheitern aber an der sich permanent erweiternden Zahl neuer Verstehensmöglichkeiten. Durch die scheinbar willkürliche Kombination von Versatzstücken unterschiedlichster kultureller Herkunft kommt es im Fluss des Lesens zu einer wahren Flut von Rückkopplungseffekten, die die eigene kulturelle Erdung, die zu Beginn des Lesens noch eine gewisse Sicherheit versprach, ins Wanken bringen. In meiner Dissertation nenne ich diesen Prozess eine „multikulturelle Flutung“ (Twelbeck 2002, S. 218); es kommt dabei, um ein Beispiel zu nennen, zu einer Art wechselseitiger *Ansteckung* zwischen europäischem Katholizismus und koreanischem Nationalismus; beides scheint verwandt und doch in einem (im katholischen Missionswesen verankerten) Machtspiel verfangen. Ähnlich verfährt Cha mit der restriktiven Sprachpolitik der japanischen Kolonialmacht: *Dictee* interveniert, indem es das Verbot des Koreanischen durch eine feministische Auslegung Lacanscher Theorie umgeht und so die koreanische ‚Muttersprache‘ zum Ausgangspunkt der Identitätsbildung erklärt. Es finden also überraschende interkulturelle Annäherungen statt, aber auch unüberbrückbare Differenzen – was in seiner Gleichzeitigkeit unweigerlich zu einem Kontrollverlust beim Lesen führt und so ein eher intuitives Texterleben nahelegt,

das mit einer Entgrenzung eigener kultureller Normen einhergeht. Im Zentrum der textuellen Sinnstiftung stehen daher nicht *allein* postkoloniale Identitäten und weibliche Erfahrungsdimensionen, sondern eben ein Erleben kultureller Gleichzeitigkeiten, Mehrfachkonnotationen, endloser Repositionierungen. In diesem endlosen Spiel der Signifikanten, das uns (die Lesenden) in eine Art interkulturelle *Schwingung* versetzt, erscheint das Eigene fremd und das Fremde bekannt – ein Prozess, den *Dictee* folgendermaßen beschreibt: „Same word. Slight mutation of the same. Undefined. Shift. Shift slightly. Into a different sound. The difference“ (Cha 1995, S. 157).

Das Gesagte erklärt, warum es sich, gerade in Zeiten studentischer Proteste gegen „zu lange“ und „zu schwierige“ Texte, lohnt, sich gerade diesen zuzuwenden (vgl. hierzu Daylight 2017). Damit ist nicht ausschließlich Experimentalliteratur gemeint, die, wie *Dictee*, das Spiel mit der Sprache nicht nur betreibt, sondern auch reflektiert und zum Gegenstand einer alternativen Sprachpolitik erhebt, die sich zunächst ganz konkret auf die koloniale Machtausübung samt Sprachverbot bezieht:

Japan has become the sign. The alphabet. The vocabulary. To *this* enemy people. The meaning is the instrument, memory that pricks the skin, stabs the flesh, the volume of blood, the physical substance blood as measure, that rests as record, as document. Of *this* enemy people.

To the other nations who are not witnesses, who are not subject to the same oppressions, they cannot know. Unfathomable the words, the terminology: enemy, atrocities, conquest, betrayal, invasion, destruction. They exist only in the larger perception of History's recording, that affirmed, admittedly and unmistakably, one enemy nation that disregarded the humanity of another. Not physical enough. Not to the very flesh and bone, to the core, to the mark, to the point where it is necessary to intervene, even if to invent anew, expressions, for *this* experience, for *this outcome*, that does not cease to continue (Cha 1995, S. 32).

Dass es hier auch, in einem Lacanschen Sinne, um das Überwinden einer phallischen Sprache geht, wurde bereits erwähnt. Doch neben Fragen von Sprache und Macht widmet sich dieses in vieler Hinsicht verwirrende Buch auch der Überwindung des historischen Traumas eines aufgrund der geostrategischen Lage seines Landes entwurzelten Volkes. Die dem Regelwerk von Kapiteln folgende Reihung immer neuer sprachlicher Experimente inszeniert eine Suche nach einer Sprache jenseits von Trauma und damit Wiederholung. *Dictee* inszeniert diese letztlich psychische Überwindung durch ein beständiges ‚Verunreinigen‘ etablierter Ausdrucksformen; das Buch fordert den Orientierungssinn der Lesenden durch immer neue Schauplätze: Mal wähnt man sich in einem Klassenzimmer, mal in

einem Kinosaal, an einem Brunnen, in der Mandschurei, auf einer Demonstration in Südkorea. Griechische Mythologie wechselt ab mit christlichen Gebeten, buddhistischen Kosmologien, historischen Briefen. Lyrische, mehrsprachige Sprachgebilde und handschriftliche Passagen verweisen auf eine Suche, die vielen Spuren folgt und neue Spuren legt, die Fragen stellt statt Antworten zu geben. *Dictée* fordert ein, dass wir zuhören, uns einlassen auf das Nicht-Wissen des (lyrischen) Ichs um die eigene Herkunft und auf die Gebrochenheit und Lückenhaftigkeit postkolonialer Existenz:

From A Far
 What nationality
 or what kindred and relation
 what blood ties of blood
 what ancestry
 what race generation
 what house clan tribe stock strain
 what lineage extraction
 what breed sect gender denomination caste
 what stray ejection misplaced
 Tertium Quid neither one thing nor the other
 Tombe des nues de naturalized
 what transplant to dispel upon (Cha 1995, S. 20)

Man bedenke, dass diese (nicht zufällig viel zitierte) Passage zu den eindeutigsten des Buches zählt: Der Text ist derart vielschichtig und verbindungsreich, dass es fast unmöglich ist, ihn jenseits von kleineren Sinneinheiten zu diskutieren. Konkret bedeutet dies, dass die Lesenden aufgrund beständiger Horizontverschiebungen (vgl. Iser 1997) permanent an seiner Neuausformung mitarbeiten. Durch diese massive Involviertheit, erreicht *Dictée* sein Publikum nicht nur auf der kognitiv-intellektuellen Ebene, sondern schickt es zugleich auf eine emotionale Erlebnisreise zum eigenen Ich. Die Literaturwissenschaftlerin Gabriele Schwab beschreibt diese Reise als eine Art Regress. Demzufolge verfahren experimentelle Texte nach der Logik des kindlichen Spiels. Wie sie auf der Basis von entwicklungspsychologischen Ansätzen (Winnicott, Ehrenzweig, Bateson) argumentiert, kompensiert das Kind mit dem Spiel die Abwesenheit der Mutter (siehe dazu den Beitrag von Iulia Mihaela Iclodean in diesem Band). Es handelt sich also um eine aus der Angst abgeleitete, ambivalente und kreativ-symbolische Kontaktaufnahme mit dem für die Subjektentwicklung notwendig ausgegrenzten Imaginären. Einfacher ausgedrückt ist das Spiel eine Flucht vor dem Realitätsdruck. Hierbei werden illusorische Erfahrungen gemacht, die defokussierend wirken und so eine Art dezentrierte Subjektivität ermöglichen. Ich-Grenzen werden durch eine

„willentliche Ausschaltung des Zweifels“ vorübergehend gelockert und suspendiert – „zum Zwecke der schöpferischen Neukonstitution“ (Schwab 1987, S. 227). Rein strukturell gesehen ermöglichen also die linguistischen Verfahren, durch die in *Dictee* das Eigene fremd und das Fremde bekannt erscheint, eine Erfahrung, die man als eine Art Training für den täglichen Umgang mit Differenz im Sinne einer „Kulturberührung“ bezeichnen kann (Schwab 1987, S. 227). Doch bilden Texte, die das Spiel begünstigen, wirklich einen Schutz vor stereotypen Denkfiguren? Mir scheint das verkürzt, sagt es doch nichts darüber aus, wie wir diese lustvoll erlebte Entgrenzung auf die Begegnung mit kultureller Differenz übertragen. Die These vom interkulturellen Training gewinnt jedoch an Überzeugungskraft, wenn ein Text deutlich Bezug auf das postkoloniale, weibliche Andere nimmt, wie *Dictee* das zweifellos tut. Im besonderen Falle lagert sich dieser Bezug zudem fast körperlich ab – als Mitleiden am Stottern dieses Textes (vgl. Lowe 1994, S. 36), als gefühltes Scheitern an der sprachlichen Gebrochenheit, als Einknicken vor dem eigenen Bedürfnis nach kognitiver Eindeutigkeit.

Bei alledem funktioniert das eben erwähnte Training erst dann, wenn sich die Lesenden gewissermaßen „gehen lassen“, sie also in einen Bereich „defokussierter Aufmerksamkeit“ vordringen (Schwab 1996, S. 83) und eine übergeordnete Rhythmik erschaffen, die der Polyphonie dieses Textes einen Rahmen verleiht. In der Tat bildet sich beim Lesen von *Dictee* auf der Ebene der Syntax eine musikalische Grundstruktur heraus, die von Variationen lebt: „You move. You are being moved. You are movement“ (Cha 1995 S. 51). Diese lyrische Ausrichtung (Tonalität, Wiederholung, Variation) hält den Text auch dann zusammen, wenn er abrupt in Bilder übergeht oder in andere Genres wechselt: Unter dem ordnenden Reigen der Musen und durchwirkt mit lyrischen Passagen, wird die Fragmentiertheit von *Dictee* selber zur musikalischen Grundstruktur; nicht zuletzt, weil wir beim Lesen nach Sinnhaftigkeit, auch in der ästhetischen Gestalt eines Textes, drängen (Gabriele Schwab (1996, S. 79) spricht hier vom „strange attractors“). Genau hier beginnt interkulturelles Verstehen: Beim intuitiven Erfassen von Grundstrukturen, die wir neu erlernen, so wie ein Kind, das sich einfindet in die Sprache, die es umgibt.

Meine Dissertation folgte dem *Diktat* eines Textes, der seine Hoffnung auf das Veränderungspotenzial des Individuums setzt und damit auf sehr umfangreiche Eigeninitiative und zeitliche Investition. Allerdings überstiegen die geschilderten Prozesse des Forschens und Textverstehens, in Jahren gerechnet, nicht das, was andere geisteswissenschaftliche Doktorarbeiten an Zeit beanspruchen. Und dennoch verdeutlicht gerade dieses Beispiel den Luxus, den ein geisteswissenschaftliches Promotionsstipendium darstellt, bietet es doch die einmalige Chance, ein literarisches Werk zum Anlass zu nehmen, um neue Kontakte aufzubauen und über die

eigene Wahrnehmung nachzudenken (siehe dazu den Beitrag von Söhnke Post in diesem Band). Ein bloßes Lesen von *Dictée* eröffnet diese Möglichkeiten kaum. Eine Weltgemeinschaft, die, wie es derzeit der Fall ist, an massiven Zersetzungen leidet, muss sich überlegen, ob diese Art Luxus nicht Notwendigkeit ist. *Dictée* ist nicht das einzige Buch, das einzige Kunstwerk, das angetreten ist, um die Wunden zu heilen, die Krieg und Vergewaltigung, Unterdrückung und Entwurzelung, Vertrauensverlust und autoritäre Versprechungen vielerorts verursachen (siehe dazu den Beitrag von Nina Clara Tiesler in diesem Band). Im Dialog mit den Lesenden versucht es, Wiederholung zu verhindern. Es ist zu wünschen, dass der Möglichkeit, sich dem Anderen intensiv zu öffnen, Ungewohntes zuzulassen und ein Umdenken zu trainieren, mehr Stunden zugestanden werden als die bloße Erzählzeit, die Dauer des Konzerts, des Theater- und Galeriebesuchs oder des Films. Ein literaturwissenschaftliches Studium ist ein privilegierter Rahmen für so ein Projekt; es geht darum, ihn mit Leben zu füllen.

Literatur

- Böhme, Hartmut. 1989. Über das gegenwärtige Selbstbewusstsein der Geisteswissenschaften. In *Gottfried Benn zum 100sten Geburtstag. Oldenburger Universitätsreden Nr. 22*, Hrsg. Wilhelm Müller-Jensen, Sigurd Brieler, Wolfgang Zangemeister und Jürgen Zippel, 69–83. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Cha, Theresa Hak Kyung. 1995. *Dictée*. Berkeley: Third Woman Press.
- Daylight, Tegan Bennett. 2017. 'The Difficulty is the Point': Teaching spoon-fed students how to really Read. *The Guardian* 24 (12).
- Iser, Wolfgang. 1997. *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Lill, Felix. 2016. Angriff auf die freien Denker. *Die Zeit* 15 (04).
- Lowe, Lisa. 1994. Unfaithful to the Original. In *Writing Self Writing Nation: A Collection of Essays on Dictée by Theresa Hak Kyung Cha*, Hrsg. Elaine Kim und Norma Alarcón, 35–69. Berkeley: Third Woman Press.
- McGurl, Mark. 2009. *The Program Era. Postwar Fiction and the Rise of Creative Writing*. Cambridge: Harvard University Press.
- Schwab, Gabriele. 1987. *Entgrenzungen und Entgrenzungsmymthen: Zur Subjektivität im Modernen Roman*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag Wiesbaden.
- Schwab, Gabriele. 1996. *The Mirror and the Killer-Queen. Otherness in Literary Language*. Bloomington: Indiana University Press.
- Spivak, Gayatri Chakravorty. 1988. Can the subaltern speak? In *Marxism and the Interpretation of Culture*, Hrsg. Cary Nelson und Lawrence Grossberg, 271–313. Chicago: University of Illinois Press.
- Twelbeck, Kirsten. 2002. *No Korean is whole—Wherever he or she may Be. Konstruktionen von Korean-America seit 1965*. Berlin: Peter Lang.